Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 13 (1918)
Heft: 8: Unsere Störche

Artikel: Die neue Zeit
Autor: Ackeret, F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-171772

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

figures 2, 3 et 7 représentent des nids faits dans les cantons de Berne et de Soleure en 1917. Des nids de cigogne ont été construits près de Messen, au bord des tourbières de Limpach, au sommet d'un tronc d'arbre, tandis que non loin de là, à Bätterkinden et Büren zum Hof, la cigogne a choisi, faute de mieux, la cheminée d'une maison de paysan pour s'y établir. Dans le canton de Berne on pouvait constater en 1917 la présence de nids à Roggwil, Limpach et sur le château d'Aarwangen, tandis que d'autres lieux précédemment fréquentés par cet interessant bipède, comme Wangen sur l'Aare, Lotzwil, Langenthal, Ostermundigen et autres, ont été abandonnés.

DIE NEUE ZEIT.

Von *F. Ackeret.*

Wie viele Jahre sind es her, seit meinem letzten Besuch im Heimatdorf meiner Eltern? Ich weiss es nicht. Jedenfalls, nehmen wir an, das Dörfchen hätte Augen, sahen wir uns gegenseitig sehr erstaunt an und ich sagte: „Das ist ja eine neue und doch uralte Gegend!" Wie Freunde es tun, die nach langer Trennung sich recht flink denken, „bist du aber alt geworden", um dann trotz Furchen und erbleichtem Haar sich schliesslich zu sagen: „Du bist immer noch der Alte geblieben". Doch gingen diesmal unsere Meinungen verschiedene Wege.

Was ist aus unserm Dorf geworden? Auf dem Hügel steht es allerdings noch. Das Kirchlein guckt wie früher über die grüne Ebene, neben ihm schimmern aus Zypressen und Trauerweiden hervor die weissen Grabsteine. Die Hauptmacht alter Häuser, zumeist in der behäbigbreiten Bernerform, grosse Nussbäume davor, umgibt es. Etliche grosse Gärten mit gesunden Bäumen stehen noch da. Ich laufe die Dorfstrasse entlang und finde an ihrem Ende, wie früher, eine treue Sippschaft standhafter Strohhäuser, fürsorglich Rücken an Rücken gelehnt. Die dunkelgrünen Dächer zeigen helle, ausgeflickte Vierecke, neben diesen wächst aus dem Moos die Hauswurz, ein Farenkräutlein, allerhand buntes Gras zittert im Wind und durch die gebogenen Luken tanzt ein dünnes Rauchwölklein — alles friedlich und altgewohnt. Und doch?

Da steht den Feldern zu eine regelmässige langweilige Strasse, mit neuen, noch langweiligeren Häusern. Halb Villa, halb Steinhaufen, ganz und gar nicht ähnlich mit dem, was sonst ein schönes Bauernhaus ausmachte. Dort wo früher Sami, der Pintenwirt, war, der ohne viel zeitraubende Komplimente die Schöpplein selbst aus dem Keller holte, ist jetzt ein nobles Restaurant mit hochfrisierter Damenbedienung. Man spricht deutsch und französisch.

Aus der einfachen Handlung Vetter Birlijöggs, dessen einziges Schaufenster immer gedrängt voll Schuhwichse, Tabak, Zuckerkandel und toter Fliegen war, hat sich ein mächtiges Magazin im Warenhausstil entpuppt. Gesprenkelt angestrichen, wie „Marmor" sieht's aus, oder wie Wurstteig, oder wie nasse Seife. Die

oberen Stockwerke tragen immer noch ihr feines Muschelornament mit der Jahreszahl 1750 und der schön geschweifte Giebel sieht verwundert in die neue Strasse.

Mein Dörfchen, einst so lieb im Schatten grüner Bäume, was hat man aus dir gemacht? Vom Hügel hoch herunter bis in die Ebene warst du umgeben von süssem Wein und Früchten. Über die Felder zogen die Störche, erklangen die Herdenglocken, zu Tausenden jubilierten die Vögel. Im Sommer stiegen Hunderte von kleinen und grossen Rauchsäulen, wie Dankopfer, aus der warmen Torferde empor. Kam der Herbst, so zog der Nebel in breiten Schleiern über die dampfenden Wiesen und wiegte alles in seinen trügerischen Flor, bis ihn die goldenen Sonnenstrahlen zerrissen. Durch Sonne und Nebel drangen wieder die niedlichen Feuerscheine, die schiefen grauen Erlen lachten aller Unbill zum Trotz, jedes Grün schien grüner als zuvor. Aus dem Dorf zogen die Kühe, kamen schwänzelnd und meckernd die Ziegen. Ochsenpaare rissen dumpf und schwerfällig wie Blöcke die versinkenden Wagen aus den aufgeweichten Geleisen. Und jetzt — Es wird wohl immer noch Herbst und Sommer werden wie ehemals. Aber aus den Weinbergen sind graue Strassen geworden. Die Störche sind ausgeblieben. Durch die Ebene saust der Schnellzug: das Glück. Fabrikschlöte starren wie Kanonenläufe in den unschuldigen Himmel und elektrische Bogenlampen recken ihre glänzenden Köpfe über die Bauernhäuser.

Nun — trotz Eisenbahn und moderner Häuser ist in all diesen Bauern immer noch Rasse, aber wie lange noch? Schon viel zu lange ziehen die Bauernsöhne und -Töchter mit Vorliebe in die Stadt. Als ich, ein kleines Schulkind noch, zum ersten Male in unser Dörfchen kam, freute ich mich unbändig, die Grossmutter kennen zu lernen. Es war ein warmer Julisonntag, ein Tanzsonntag. Durch alle Gässlein zog der Duft gut gedörrten Heus, der alle andern ländlichen Düfte übertönte. Und durch die Hauptstrasse spazierten, in Erwartung der Dorfblechmusik, die zum Tanz aufspielen sollte, junge Mädchen zu dreien und vieren, Hand in Hand, alle in der reichen, frischen Bernertracht. Die Grossmutter sass, richtigen Gwunders halber, vor dem Haus. Sie sah ebenso stattlich aus, in ihrer Tracht, wie das Haus in seiner einfachen, tüchtigen Art, und wenn ich jemals später an sie dachte, so hatte ich das Gefühl, die Grossmutter und das Haus, die grüne Bank, auf der sie sass, der Hühnerstall um die Ecke herum, der kleine Speicher und die Wiesen davor, seien wie zusammengewachsen gewesen. Sie sass, als sie unserer ansichtig wurde, ruhig weiter, denn es ging ihr gegen den stolzen Bauernsinn, dass ihre Tochter aus einer kleinen Stadtwohnung kam, statt im Schutze eines soliden Bauernhauses zu leben. Nach der ersten Begrüssung tat sie die vor Urzeiten und heute noch übliche Frage „wenn bisch choa, wenn gäisch um ä häi?", um dann misstrauisch ihre zwei Enkel zu betrachten. Sie fand, es sei „schützliche, schröckligi Hoffert", uns in Sammetfräcklein zu stecken und hörte kaum auf die Einwendung, dass diese seit Jahren unsern Sonntagsputz ausmachten. Am nächsten stunden ihr die Kinder und Enkel, welche auf dem Lande lebten,

Haus, Wiese, Pferd und Kühe hatten. Bei diesen wusste man doch, woran man war, dagegen diese Städter — nun — nicht nur unserer Grossmutter, sondern für sehr viele Bauern waren diese, soweit es nicht Leute von Gewicht oder eigene Verwandte waren, „Stadtfötzle", „Bagaschi" und dergleichen Lieblichkeiten. Diese Meinung war nur der gerechte Ausgleich für die ebenso schiefen Auffassungen des Städters vom Bauern. Seit jenem Sonntag sind wir, lange nach der kalten Grossmutters Tod, noch unzählige Male im Dörfchen und in allen Dörfern seiner Umgebung gewesen. Wir haben bei Regensonntagen in der Tenne tanzen gelernt (mit Mulgigebegleitung), auf holprigen Tanzböden, die mit der Spritzkanne lackiert wurden, weitergewalzt, grosse Leiterwagenreisen haben wir in ihrer Fröhlichkeit und oft darauffolgenden Gefährlichkeit mitgemacht. Schliesslich nach Jahren sind wir, wie viele andere, ruhiger geworden und andere arbeiten und tanzen weiter. Aber — wohin sind die hübschen, die „tollen" Mädchen gekommen, die Sonntags keck ihr Röslein ans Mieder stecken? Die „Fäcken" sind schon historische Vergangenheit („wos mäinsch ächt," sagte einmal Base Annelisi, „me wurd gloube-n-es chäem-es Fasnechtslaschi"), und wenn es hoch geht, so erscheint man ab und zu an einer Taufe oder Hochzeit in der Bernertracht. Dies gilt wenigstens bei einem grossen Teil unseres Bernerlandes, der früher bei jedem schönen Sonntag, bei jedem festlichen Anlass die Tracht zu Ehren zog. Und was sagen nun unsere jungen Mädchen? Alles Mögliche, nur nicht das Richtige. Man bekomme keine guten Schneiderinnen mehr fürs „Bürsche" und viel teurer als früher. Sie sagen, die Tracht sei umständlich, städtische Kleidung sei schöner und schneller anzuziehen. Die Mütter selbst möchten ihr „Bürsches" auch nicht mehr tragen! Und derlei mehr. Selbstverständlich werden die Trachtenschneiderinnen um so rarer, als die Nachfrage nach solchen Kleidern ist. Wenn aber unsere lieben Meitschi glauben, das „Städtische" stehe ihnen besser, so irren sie sich. Es gibt ganze Städte voll schlecht gekleideter Leute, trotz aller Modemagazine, nur ein kleiner Teil kleidet sich wenigstens anständig oder gut, noch andere bezahlen mit schwerem Geld was Paris will, um sich dafür ähnlich zu sehen wie eine Teevisite der andern [1]).

Was sind alsdann unsere Bauerntöchter, wenn sie den Stolz ihrer Grossmütter, die reiche, schöne Bernertracht nicht mehr tragen wollen? Sie fallen zwischen Stuhl und Bank, halb Städterin, halb Gemüsehändlerin. Ja nicht Bäurin! Es gibt wohl hie und da einen, der schimpft ingrimmig über die neue Zeit. Er kann seinen Zorn nicht einmal in Worte fassen. Ihn drückt der hässliche Übergang und seine Folgen scheinen ihm eher ein Unglück, als etwas anderes. Er

---

[1]) Ein Heft über *„Berner Trachten"* aus der Feder der sachkundigen Frau Dr. *J. Heierli* brachte der Heimatschutz im Dezember 1908. Die *Bernische Vereinigung für Heimatschutz* hat 1914 ein sehr empfehlenswertes, mit Beispielen und Gegenbeispielen reich illustriertes Heftchen herausgegeben, betitelt: *Die Bernertracht.* I. Mittelland, Emmental, Oberaargau. (Zu beziehen zum Preise von 30 Cts. durch Benteli A.-G. in Bümpliz.) In einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift wird *Jos. Hess* in Engelberg, an Hand eines ansehnlichen historischen und illustrativen Materials, eine Arbeit über *Unterwaldner Trachten* veröffentlichen.

kraut sich hinter den Ohren, rückt unmutig an seiner Mütze herum und meint. « Ja, ja, die Eisenbahn, die vertrackte, ist schuld an allem ». Dann fährt er fort, die innere Unruhe und Kümmernis also bergend, indem er die alte, gute Zeit lobt. Da die Burschen diesseits auf einer freundnachbarlichen Bank sassen, die Mädchen jenseits sich zierend und geflissentlich unter sich, bis etwa ein Verwegener die ganze Gesellschaft zusammenbrachte und man anfing, die alten Lieder zu singen. So gibt es hie und da einen, der sich nicht freuen kann, wenn die guten Bauernstuben unserer Zeit nichts anderes sind, als ein Abklatsch kleinstädtischer Bequemlichkeit und Gewöhnlichkeit. (Dabei fällt mir wieder Grossmutters verächtliche Nase ein, als sie einmal sagte, ihr sei eine währschafte Kuh jedenfalls lieber, als « so ne Dräcksalong »). Die alten, gemalten Truhen, die eingelegten Schränke, das Zinngeschirr, wo ist das hin? Alles wird verkümmelt, als hinge die Seligkeit davon ab. Was sie Schönes besitzen, kommt in die Stadt, dafür nehmen sie unsere Unschönheiten an, bis auf die Steinhäuser mit den vielen Löchern. Kann es da noch wundernehmen, wenn man Annoncen liest, wie: Zu verkaufen: eine Partie Bohnenstecken, eine Handharfe und eine bereits neue Bernertracht. Oder zu kaufen gesucht: Bernertrachten, Truhen, Zinnteller, als Andenken ins Ausland. Ist es verwunderlich, wenn Mädchen, die kein Wort Berndeutsch verstehen, unsere schöne Tracht als Kuriosität in der Welt herum spazieren, und ist es so unbegreiflich, wenn auf diese Weise die wirkliche Bernerin Schaden leidet? In früheren Zeiten gab es sehr schöne Kleidergesetze, heute gilt das Gesetz der glänzenden Billigkeit und Halbheit. Nur aus Liebe zum eigenen Heim, aus der richtigen Wertschätzung dessen, was sie ihren Kindern hinterlassen wollten, entstunden unsere anmutigen Berner Bauernhäuser, mit allem kunstvollen Zierat an Möbeln, Geschirr und feinem Leinen. Und zu diesem allem passte auch die Kleidung.

Aus jenen, schon fernen Tagen stammt wohl der, von Vorahnen übertragene Glaube des Fremdlings, welcher in die Schweiz kommt und noch echtes Volkstum zu finden meint, aber nur mehr eine Zusammensetzung von allem Möglichen findet, weil man es nicht verstand, die reiche Erbschaft der alten Zeit mit den vielen Vorzügen unserer neuen Zeit richtig zu verbinden.

Ohne zu verkennen, dass die Beibehaltung der Tracht allerlei Schwierigkeiten, vor allem wirtschaftlicher Natur, begegnet, hat die Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz und besonders ihre Berner Sektion der Pflege der Trachten von jeher grossen Wert beigemessen. Möchte es *Belehrung* und *Beispiel* dahin bringen, dass stets wieder mehr unsere Seeländerinnen, die Töchter des Emmentals und vom Oberland in der lieben, schmucken Tracht sich zu Hause zeigen und auch ihre Hauptstadt besuchen. Aber auch die Mütter sollen ihre Truhen wieder auftun und die silbernen Ketten, Haften, Broschen herausnehmen zur eigener Freud und zur Ehre des Bernerlandes. Dann wird es auch wieder Schneiderinnen geben, die nicht aus der Übung kommen — und die Bernertracht bleibt ausser Gefahr, ein Basar-, Theater- oder gar Antiquitätenartikel zu werden.